









# Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 87

Halle (Saale), Donnerstag, den 9. Dezember

1915

## Bruno Hochmuts Verhängnis

(Nachdruck verboten.)

Eine weitere Geschichte von Georg Müller-Heim

Bruno Hochmuth war in meinem Elternhause freitlicher. Das bedeutet, daß er, eins von den neun Kindern eines Kantors in der Umgegend, nicht genug Unterhalt von seinem Vater bekam, um sich selbst bestreiten zu können. Der lang aufgeweckte, knifflig-hässliche junge Mann hatte sich durch das ganze Gymnasium bis zur Oberprima schickel und recht hindurchgeschunden. Nicht wissensjauchend — er war der Zweite —, aber wirtschaftlich; wie er mit seinen paar Mark väterlichen Zulufes auskam, war eigentlich ein Wunder. Als Formulus der Schulbibliothek war er freilich im Besitze einer Freireise; er hatte kein Schulgeld zu bezahlen. Außerdem gab er dreien meiner Kameraden in Untertertia Privatstunden. Davon beglich er seine Wohnung, ein armseliges Stübchen bei einer Lehrerswitwe im Dachegehoß.

Rum kirchlichen Abendtot langten seine paar Groschen gerade noch, aber mit dem Mittagslohn wäre es schlimm bestellt gewesen, wenn ihm der Vektor nicht freitliche Verdienste hätte. An jedem Montag sah er selbst ihn zu Gothe. Dienstags ab Bruno bei Mitschleiders, Wittwoods in der Familie des Musikdirektors, der einst gemeinsam mit Kantor Hochmuth das Konviktorium besucht hatte, Donnerstags eines zum Konrektor, dem Verwalter der Schulbibliothek, den Freitag kostete sich Frau Kerstner gemächlich, eine Kammerfrau, die sich durch Wohlthätigkeit einen Platz in der sonst lehrerfüllten Wohnung bewahrt hatte, wegen des an diesem Tage üblichen Kneimadens kein freitlich zu finden gewesen war, hatten sich meine Eltern hierzu erboten. Das ging auch sehr gut, denn der Vater, der Sonntags seine Predigt memorierte, wünschte sich für allemal an diesem Tage ein kräftiges Essen; die die wöchentliche „Einkauf“, wie sie mein Bruder, der Oberlehrer immer nannte, war bei uns auf Dienstag verlegt worden.

Der freitlicher wurde durch uns wenig beschwerden. Nicht viel viel nach zwölf erlösen er, machte seine verlegenen Bewegungen, doch doch dreimal seine Wille mit den Messingbügel zurecht, ließ und ab artig, sprach nicht, wenn er gefragt wurde und verabschiedete sich logisch, nachdem der Vater hinter dem Aufgehenden „Wahlheit!“ geäußert hatte, mit seinem Gändebred.

Wir Jungen fühlten ein Mühren in der Brust mit Bruno Hochmuth, der die nachdenkliche Luft war. So jeden Tag wo anders bei fremden Leuten essen, bei Gothe, das hätte uns nicht gepöft. Und es wäre gar nicht nötig gewesen, daß der gute Vater uns ab und zu ins Schaffen redete: „Du, Kinder, dankt Gott, daß für die Beine unter Eurer Eltern gebeten Tisch stehen könnt! Ihr habt davon kein Verdienst. Aber für sollt Euch durch Arbeit und Fleiß dessen würdig zeugen!“ Wir hatten uns dies bereits selbst schon hundertmal heimlich gesagt und auch danach gehandelt. So wirkte Bruno Hochmuth unbewußt geradezu als Erzieher.

## Kinder\*)

Wachstüm. „Das Kindlein in der Krippe horrt“ ist das Stimmbild seines Gesangs. Vom Wille dieses Kindes läßt sich unsere Mitleid und Gehörnis unwillkürlich hinüber zu den Kinderstößen um uns, die freitlich ihre Wachstüm-leber fingen. Und vom Wunder des Christkindes strahlt ein Schimmer auf die trübliche, pöubliche, lärmende und höchst rechtschaffene kleine Gesellschaft, über ihnen liegt das Wunder des Kindwerdens und Kindseins. Was wären alle Gotteskaten, alle Religionen, Künste und Wissenschaften ohne sie? In ihnen erneuert sich das Leben zu neuen Gestalten, sie werden die Werke, die ihnen die Vergangenheit hinterlassen, in ihrer Weise aufzuweisen und weitergeben. Ohne Kinder wäre kein Volk, ohne Kinder kein Sinn der Kultur. Und wenn wir jetzt in wilden Kämpfen unser Volk und unsere Kultur aufrecht erhalten — wofür, wenn nicht Kinder da sind? Werden sie da sein? Das schlimme Wort Geburtstagskate liegt uns aus der Zeit vor dem Krieg in den Ohren. Die deutsche Geburtstagskate sinkt, und wenn die Lebensverhältnisse nach dem Kriege sein werden, wie sie vorher waren, wird es weiter sinken. Was dagegen tun? Es gibt allerlei Mittel. Natürliche: man ändert die ungelungenen Verhältnisse. Unnatürliche: man hilft mit künstlichen Anreizen nach.

Die Veränderung menschlicher Daseinsverhältnisse ist immer eine höchst unsinnliche Sache, aber Geden und Geden unbedeuten für irgendwelche Staatserhaltenden Inter-essanten. Da ist ein künstliches Heilmittel viel leichter anzuwenden. Man schlägt neuerdings nachdrücklich für in die Bevölkerungspolitik den Grundgeden der Affordabilität einzuführen, der sich beim Karoffelverkauf und Zigaretten-drehen so vortrefflich bewährt hat. „Mutterschaftsprämien“, Sombolvieler Vater pro Lebengeborenes.

Gertrud Bäumer lehnt das in der „Stille“ mit folgenden guten Gründen ab: „Man hält sich an die Genußmüßigkeit und frückt den Gedenken, daß die Wille, ein Kind zu ge-“

\*) Auf Deutscher Wille, des Sonntag 20. Jahr. (Amtes Dezemberheft, Verlag von Georg E. W. Götter, Wittenberg.)

## Deutsche Worte.

Wie kann man sich selbst kennen lernen?  
Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.  
Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich,  
Was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung  
des Tages!  
Goethe.

Der Mensch rechnet immer das, was ihm  
fehlt, dem Schicksal doppelt so hoch an, als das,  
was er wirklich besitzt.  
Gottfried Keller.

Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit,  
das wahre Glück und das echte Heldentum.  
W. Raabe.

Mit der Länge ist es wie mit einem Schneeball.  
Je länger man ihn wälzt, desto größer  
wird er, und endlich zerrinnt er doch zu Wasser.  
Martin Luther.

Er kam ganz in uns. Nicht nur, weil es bei unserer Mutter, einer ausgezeichneten Köchin immer etwas Kräftiges zu essen gab, sondern, ich glaube, besonders deshalb, weil meine Eltern und wir Jungen weitersehen, ihn wie ein Familienmitglied zu betrachten. Er wurde nie ausgefragt, Vater, mit seinem reichen Wissen, und seinen glühenden Wesen. Ich sah bei ihm irgend ein festes Thema an — er liebte angeregte Gespräche — wir warfen ein — er interessierte Fragen beantwortete. Mutter mit ihrem feinen Sinn für Humor sorgte mitunter für ein hehrliches Lachen, und wenn das Thema zu einem alle betriebsamen Schluß geführt worden war, dann war gewöhnlich auch die Mahlzeit zu Ende.

Der Sonntag war für Bruno Hochmuth der glücklichste Tag der Woche; jeden Sonntags nachmittag machte er sich auf die Sträuße, um seine Eltern zu besuchen. Da fuhr er nicht etwa mit der Sekundärbahn, sondern er lief die Knapp drei Meilen langen bei Wind und Wetter, auch wenn ihm unsere Mutter ab und zu das Reisegeld durch uns Jungen zuleiden ließ. Das sparte er sich lieber.

Es war wieder einmal Freitagabend und die Frage wurde erörtert, was wir morgen zu Mittag essen wollten. Ich sah fürs Leben gern Rindfleisch mit Gräupchen. Mein

Borschlager ging durch, und Mutter versprach ihrem Restfleisch, auch noch Blumenkohl an die Gräupchen zu tun. Am nächsten Tag pünktlich vierel nach 12 Uhr stellte sich unser Tisch ein. Wir saßen uns zu Tisch, während die Mutter noch mit den letzten Zurüstungen in der Küche beschäftigt war. Mir fiel eine londerbare Unruhe in Bruno's Wesen auf. Seine Augen, die er sonst so fest auf den rüdele, der mit ihm sprach, irren beständig zur Tür, durch die jeden Augenblick Minna mit dem Servierbrett er-scheinen mußte. Auch rüdele er verächtlich auf in seiner Brille. Selbst meinem Vater entging diese Veränderung in Bruno's Wesen nicht und er meinte:

„Sie wollen gewiß gleich noch Tischchen Marjch ins Elternhaus antreten. Nun, wir werden sofort mit dem Essen beginnen.“

Und ich hörte man den festen Tritt Minnas auf dem Porzellan. Sie öffnete sich die Tür. Bruno's Augen weiteten sich hinter der Brille. Mit Blicken unglücklicher Spannung verfolgte er Minnas Bewegungen am Türschwellen, so daß er sogar die Bewegung meiner Mutter verfolgte.

Interessanter sammelte er seine Entschuldigungen; er war entschuldigend nicht bei der Sache. Nun begann das Essen. Mutter teilte aus, und Brung bekam, wie üblich, die besten Bissen.

„Ach, bitte, nicht so viel, Frau Barrer!“  
Wir horchten auf. Das war neu an Bruno. Er hatte zu Mutter's Freude immer einen kräftigen Appetit.

„Du nun, Bruno; einen Korb geben Sie mir? Sie essen doch Rindfleisch mit Gräupchen, wie ich weiß.“  
„Ja, Frau Barrer.“ Er grüßte den Köffel; so hat Marcus Sedwoska seine Rechte ins Feuer gelegt.

„Aber ich bin ein Mann, das uns alle interessieren mußte. Die Berufung der Hühnerkenten.“

„Von meinen Töchen werde ich, wie mir scheint, keinen in meinen Fußstapfen schreiben sehen. Man soll wiederum zu einem Beruf zwingen. Aber von Ihnen freunt mich doch, lieber Bruno, daß ich einmal einen Kollegen an Ihnen bekomme.“

Bruno war sonst über soßes Lob wohl der Glück-lichste oder Mensch gewesen; heute schlug nichts bei ihm an. Er sammelte sein „Gedrüg bitte, Herr Barrer!“, aber das war eine Floskel; sein Herz hatte das nicht geprochen.

Nun fiel es mir mit einem Male auf, daß Bruno's Teller gar nicht leer wurde. Er machte auch die Bewegung des Glases, aber der Köffel kam immer wieder gefüllt vom Tische zurück; nur der Blumenkohl verschwand allmählich.

Bruno war entweder krank oder er hatte einen Hunger. Er dauerte nicht; er gab sich alle Mühe, den Essen seiner Mutter, die er, wie ich weiß, geradezu fründlich liebt, ohne anzutun. Aber es ging einfach nicht. Ich wollte ihm helfen und grüßte ihn, wie das anzuweisen sei, da kam die Stimme meiner Mutter:

„Mein, lieber Bruno, Sie zwingen sich heute, und das sollen Sie nicht. Ich habe auch schon Gerichte, auf die man sich immer geirret hat, plötzlich nicht mehr essen mögen.“ Die gute Mutter, dachte ich, das war eine alte Kostikne, um Bruno aus seiner unerquicklichen Lage zu helfen.

Sie fingelte der Minna und trug ihr auf, die kalte Platte und Mutter und Käse zu bringen. Dankbarer bot

Gutes sicher sein, woher sie Essen, Trinken und Kleider nehmen. Sie wollen den Stoff aus der Schlinge ziehen, seine gefärbte Schokolade werden sie sein, die nicht arbeiten müssen. Aber ich solche Gelehrten, sie werden Gott, solange sie wissen, daß sie keine nicht behörden, mit Ver-richt haben. Aber es wird nicht möglich sein, der muß sich nicht schämen, arm und bedrückt zu sein, geringe Werte zu tun. Er muß sich daran begnügen lassen, auch erste, daß Gott sein Stand und Werk wohlgefallen, aufs andere, daß ihn Gott gewöhnlich nicht ernähren, wenn er nur arbeitet und schafft, soviel er kann.“

Damit ist eine E t i m o l o g i e bezeichnet, die sich un-schwer ins Geirte übertragen läßt: Vertrauen, Ver-trauen und Hoffnung in den Seelen zu werden, das ist aber nicht nur die Aufgabe eines Pöublers, das ist auch die Aufgabe einer guten Bevölkerungspolitik. Vertrauen und Hoffnung sind der beste Maßstab für alle einzelnen Mittel. Mit Mutterschaftsprämien und dergleichen aber weckt man eine falsche Lebensstimmung im Volke nicht.

Wichtig, daß sie zuerst trotzdem notwendig sind. Wäg-lich, daß wir schon allen Grund haben, fortan jede s Mittel mit dollern Ernste herauszugeben, das von irgend-welchem Ende hier fallen kann. Aber alles wird ein Zu-sammenschließen von Stücken bleiben, wenn wir die Lebens-stimmung nicht stärken können, die es hier braucht. Die ist ganz eine andere als die, welche zu „lebensfümmigen“ Gesehäftigungen“ führt. Der Leichtsinnt denkt nur an das Heute und an das Jetzt. Das Vertrauen denkt nur an das Morgen und an das Du. Es will arbeiten, ringen, dulden um dieses Du, um diese Du, in deren mein Ich sich und mein Weib und unsere Eltern und Voreltern vorausfüßt, will dulden um die kommenden, in denen die Gesehäfteten leben werden. Aber es ättert um diese kommenden nicht. Es weiß, daß die größte aller Reiben, in der mein Ich selber steht, noch niemals oberflächlich ist seit Urzeit, noch niemals seit das erste fründliche Leben in der Wonnabe-er-gänzung. Es sieht im leuchtenden Werke vor sich, daß sie auch nicht abreißen wird. Und in Gesehäft ist die Krönung seines Lebens, die Unsterblichkeit seines Gedenkens in seinem Kinde.

